

## 2.3 Das shifting-baseline-Syndrom und die „Wilden Weiden“

Karl Schulze-Hagen

Überall befindet sich biologische Vielfalt im Rückgang, und das schon seit langer Zeit. Unter biologischer Vielfalt bzw. Biodiversität verstehen hierbei die Fachleute drei biologische Organisationsstufen: (1) die Zahl bzw. Menge der Individuen einer Art und damit auch ihre genetische Variabilität, (2) die Anzahl und Mannigfaltigkeit der Arten und schließlich (3) die Zahl und Dimension ihrer Lebensräume bzw. Ökosysteme (RIEDE & MUTKE 1999). Dieser oft schleichende Schwund an Individuenmengen, an Arten und an Lebensräumen fällt jedem wachen, biologisch interessierten Mensch auf; je älter er wird, um so mehr. Der Verlust hängt in direkter Beziehung vom anthropogenen Nutzungsdruck ab, der auf die Ökosysteme einwirkt. Wir Menschen verändern unseren Planeten seit tausenden von Jahren, wobei die Intensität der Nutzung und der Druck auf die Ökosysteme exponentiell anwachsen. Wo wir auch gehen und stehen erfahren wir deshalb Rückgang und Verschwinden von Individuen und Arten in großer Zahl, kurzum den Prozess des Verarmens von Natur. Von beklemmender Heftigkeit sind diese Phänomene nicht nur im terrestrischen

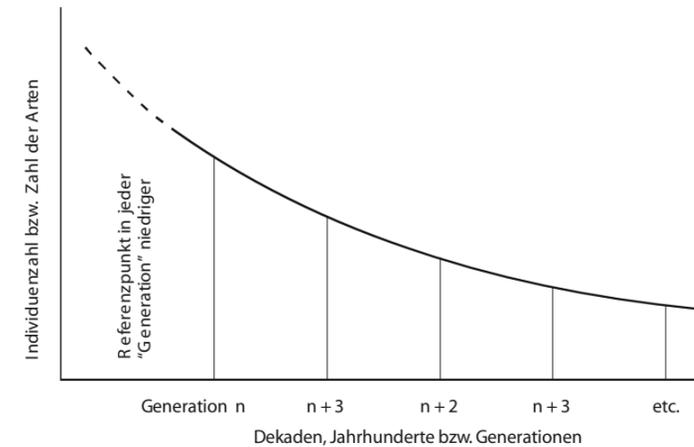
Bereich, sondern auch – und hier vielleicht noch dramatischer – in den Weltmeeren, in denen ungezählte Fischfangflotten sämtliche Fischgründe immer intensiver ausschöpfen und dabei immer höher entwickelte Fangtechniken einsetzen.

Das erklärt vielleicht, warum es ein Fischereibiologe war, nämlich der in Kiel promovierte Daniel PAULY, der als erster auf die Bedeutung der Zeitskala des Arten- und Individuenschwundes hingewiesen hat (PAULY 1995). Was wir jetzt sehen bzw. wahrnehmen, ist nur die Spitze eines Eisberges. Unsere Psyche beschränkt uns nur zu oft darauf, dass wir uns lediglich an den Informationen orientieren, die innerhalb unseres eigenen biographischen Horizontes liegen (ROST 2013). So können sich z.B. heutige junge Fischer nicht vorstellen, wie groß und gewaltig die Fangerträge vor ihrer Zeit waren. Die „Geschichten“, die alte Seebären hierüber erzählen, verspotten sie als Seemannsgarn. Was die jungen Fischer – und parallel dazu auch junge Fischereibiologen – an Fangerträgen selber kennenlernen, das wird ganz automatisch zur (neuen) baseline, einer persönlichen Norm, für Mengenvorstellungen in



Archiv des Heimatvereins St. Peter-Ording

Ein solcher Fang ist heute unvorstellbar: drei am selben Tag von den Störfischern Bruno Gau und Karl-Heinz Richter vor St. Peter Ording gefangene Störe um 1920; mittlerweile sind Störe in Europa fast ausgestorben.



Die Grafik zeigt den kontinuierlichen Schwund von Individuen (einer Population) bzw. den Schwund von Arten (eines Ökosystems) aufgrund der negativen Veränderungen eines Lebensraumes im Lauf der Zeit. Jeder Untersucher wählt (automatisch) die bei seinem Tätigkeitsbeginn vorgefundene Zahl an Individuen bzw. Arten als neuen Referenzpunkt. Nach dem Ende von dessen Tätigkeit bezieht sich sein Nachfolger wiederum auf den aktuell vorgefundenen, eigenen Startpunkt. Somit entgeht das wirkliche, langfristige Ausmaß des Individuen- bzw. Artenschwundes einer Region der Erfassung bzw. dem Blick der aufeinanderfolgenden Untersucher. Die Dimension des Schwundes von Individuen bzw. Arten wird deshalb massiv unterschätzt (nach PAULY 1995).

ihrer eigenen Berufskarriere. Dass die Generation der Väter in ihrer Zeit größere Fangmengen und die Generation der Großväter noch einmal größere Mengen erlebt hatten, zählt für sie nicht. Der Rückgang von Fischarten und Fangmengen entgeht ihnen und gerät in Vergessenheit, weil sie keine eigene Vorstellung davon haben.

In unserer Einschätzung von Dynamik bzw. Zustandsveränderungen überblicken bzw. berücksichtigen wir deshalb oft nur relativ kurze Zeiträume. Das bedeutet, dass sich bei schrumpfender Vielfalt der Referenzpunkt von Generation zu Generation verschiebt. Wie gesagt, wir nehmen nur die Spitze des Eisberges wahr. Was uns heute vielleicht als „viel“ erscheint, war für die Generationen vorher „wenig“. Diesem häufigen Phänomen hat Pauly den Namen „shifting baseline syndrome“ gegeben. Mit dem Vergessen und mit dem Aufgeben älterer Referenzpunkte geht das Wissen um frühere Zustände Schritt für Schritt verloren (ROST 2013, ENTZIAN 2015). Das ist ein gewaltiges Problem. Wir müssen Konsequenzen daraus ziehen und versuchen, das shifting-baseline-Syndrom zu vermeiden. Deshalb müssen Ökologen und Naturschützer sich in ihren Analysen anstrengen, die Referenzpunkte für den Verlust an biologischer Vielfalt so zu wählen, dass diese über die eigene Lebensspanne deutlich hinausreichen. Denn sonst entgeht ihnen das tatsächliche Ausmaß des Wandels; sie setzen sich der Gefahr aus, den Schrumpfungs- bzw. Degradationsprozeß zu unterschätzen.

Der von PAULY erstmals beschriebene baseline shift ist nicht nur in der Ökologie und Conservation Biology (Wissenschaftsdisziplin der Naturschutzbiologie) son-

dern in allen Lebens- und Kulturbereichen feststellbar. Er wird inzwischen auch in vielen Projekten der Sozial- und Kulturwissenschaften untersucht. Im Fokus des vorliegenden Weidehandbuches stehen die Weidelandschaften mit ihrer Vielgestaltigkeit, die in früheren Zeiten, ja noch vor 100 Jahren das Landschaftsbild und die Kultur in Europa geprägt hatten. Selbstverständlich unterliegen auch diese Lebensraumtypen dem shifting-baseline-Syndrom. Zwei anekdotische Beispiele sollen beispielhaft darauf hinweisen:

1. Das 1000 km<sup>2</sup> große Oderbruch ist uns heute weitgehend als intensiv genutzte Agrarlandschaft bekannt. Es war einst das Binnendelta der Oder, welches in großen Teilen als Weideland diente. Haben wir eine Vorstellung davon, wie es früher dort aussah? Ein Glücksfall ist, dass sich der Schriftsteller Theodor FONTANE (1819 – 1898) im zweiten Band („Oderland“; 1863 erschienen) seines berühmten Werkes „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“ mit den Meliorationen des Oderbruches seit 1747 befasst. Er schreibt [gekürzt wiedergegeben]: „Wasser und Sumpf beherbergten eine eigne Tierwelt, deren Reichtum, über den die Tradition berichtet, allen Glauben übersteigen würde, wenn nicht urkundliche Belege diese Traditionen unterstützten. Die Gewässer wimmelten im strengsten Sinne des Wortes von Fischen, und ohne viel Mühe, mit bloßen Handnetzen, wurden zuweilen in Quilitz an einem Tag über 500 Tonnen gefangen. Hechte waren so häufig, daß man sie selbst mit Händen greifen konnte. Die Folge davon war, daß in Wrietzen und Freienwalde eine eigene Zunft der Hechtreißer existierte. In großer Fülle lieferte die Bruchgendegend Krebse. Bloß in der Stadt Küstrin wurden in